

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	46 (1971)
Heft:	6
Artikel:	Auch grosse Tiere brauchen einen Schutz : Untersuchungen auf Ceylon
Autor:	Kurt, Fred
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1080159

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auch grosse Tiere brauchen einen Schutz

Untersuchungen auf Ceylon

Von Dr. Fred Kurt

«Wir suchen einen Zoologen, der für zwei Jahre eine Untersuchung an wildlebenden Elefanten in Ceylon leitet», erklärte mir vor einigen Jahren ein Mitarbeiter der gewaltigen amerikanischen Smithsonian Institution, Dr. Helmut Büchner, am Kongress der internationalen Naturschutzorganisation IUCN (International Union for the Conservation of Nature) in Luzern.

Nun, ich war gerade am Abschluß meiner Studien an der Universität in Zürich und wußte noch nicht, wie es weitergehen sollte. Die Antwort fiel mir also nicht schwer, und begeistert sagte ich zu. Die Aufgabe von Dr. Büchner bestand darin, die Beziehungen zwischen Tieren und ihrer Umwelt zu studieren. Und eines der ersten Projekte sollte die Untersuchung am Ceylon-Elefanten sein.

Die Smithsonian Institution untersteht der amerikanischen Regierung. In einigen Ländern, so in Ceylon, sind sogenannte «weiche Währungen» durch die USA verfügbar, also Geld, welches der amerikanischen Regierung für Warenlieferungen nicht in Dollars, sondern in lokaler Währung zusteht und für Projekte, welche dem Lande nützen, verwendet werden muß. – Warum ausgerechnet für Elefanten?

Das Fangen und das gelegentliche Bejagen von Elefanten, die in den Pflanzungen und Reisfeldern Schaden angerichtet haben, vermochte die Art bis ins 18. Jahrhundert kaum ernstlich zu gefährden. Als aber die englische Kolonialmacht die holländische Herrschaft in Ceylon ablöste, wurde der Dschungel im zentralen Hochland gerodet und dort vorerst Kaffee und später Tee angebaut. Der Lebensraum von Elefanten wurde zerstört, unzähligen Herden blieb nur der Ausweg in die heißen trockenen Waldgebiete der Küstenstriche im Osten. Doch auch dort fanden sie keine Ruhe vor den neuen Beherrschern – es galt schon damals als Sport, Elefanten abzuknallen. Die britischen Großwildjäger schossen oft Dutzende von Elefanten an einem Tag.

Heute sind die grauen Riesen ge-

setztlich geschützt. Und trotzdem nimmt ihre Zahl ständig ab. Der gleiche Vorgang, der sich im letzten Jahrhundert im Hochland abspielte, wiederholt sich: die Rückzugsgebiete der Elefanten werden gerodet, um Zuckerrohr- und Reisplantagen Platz zu machen. Angezogen von den Kulturpflanzen dringen sodann die Elefantenherden in die Felder ein, verwüsten die Ernte und werden deshalb von den Bauern mittels selbst gebastelten Schrotflinten geschossen! Im Jahre 1960 noch schätzte man 1500 wildlebende Elefanten, über 20 000 wurden im letzten Jahrhundert vernichtet — Deshalb schlug jetzt Ceylon bei der internationalen Naturschutzorganisation IUCN und beim World Wildlife Fund Alarm; die Smithsonian Institution und der World Wildlife Fund stellten die Mittel zur Verfügung für das Studium der Lebensgewohnheiten der Elefanten und damit zur Erarbeitung der Grundlage eines wirkungsvollen Schutzes.

Auf der Suche

Sieben Monate nach dem Gespräch in Luzern saßen meine Frau und ich in einer Boeing 707 der Quantas Airlines unterwegs nach Ceylon. Wir flogen über Rom, Kairo und Karachi, und von dort aus entlang der indischen Halbinsel nach der Insel Ceylon, welche ungefähr anderthalbmal so gross ist wie die Schweiz. Unsere Maschine landete am Mittag. Heiße, feuchte Luft schlug uns entgegen.

Der amerikanische Zoologiestudent, der schon einige Wochen früher nach Ceylon gekommen war, ließ uns wenig Zeit für eine Anpassung an das Tropenklima. Nach zwei Tagen bereits gings auf eine dreiwöchige Rundfahrt durch die Insel. Lange begegneten wir keinen Elefanten, nur Wasserbüffeln, Sambare und Axishirschen. Auch Wildschweine, Leoparden und Lippenbären kreuzten unseren Weg.

«Es ist nichts Ungewöhnliches für uns, hundert oder mehr Elefanten in einer Herde anzutreffen», meinten die jungen Funktionäre der staatlichen Rinderfarm von Tamankaduwa, «die

unersättlichen Biester verursachen erheblichen Schaden; sie fressen unseren Kühen das Gras weg oder zerstampfen es. Zudem getrauen sich unsere Leute kaum noch von den Häusern weg, seit einige Hirten kürzlich von Elefantenbullen umgebracht worden sind.»

Nächtliche Visite

Im Gal-Oya Nationalpark, der nur per Boot zu erreichen ist, stießen wir erstmals auf wilde Elefanten. Eine zwölfköpfige Herde stand am Ufer! Die Tiere kickten mit den Vorderfüßen das kurze Gras ab, häufelten es mit den Rüsseln und putzten es von der trockenen Erde, indem sie es mit den Rüsselspitzen erfaßten und an der rauen Haut der Vorderbeine einige Male auf und ab rieben.

Ich werde dieses erste Zusammentreffen mit den Elefanten nie vergessen. Wir steuerten unser Boot ans Ufer, kletterten hinaus und pirschten uns bis auf zwanzig Meter an die Tiere heran, ohne daß sie uns bemerkten. Als aber plötzlich der Wind drehte und sie unsere Witterung erhielten, verschwanden sie – ohne Hast, vollkommen lautlos — im nahen Dschungel...

Etwa eine Autostunde von Gal-Oya entfernt liegt Lahugala, ein kleines Reservat von einzigartiger Schönheit mit einem alten, halb verlandeten Stausee. Im sumpfigen Boden wächst eine hohe Grasart, welche von den Elefanten mit Vorliebe gefressen wird. In der Trockenzeit, wenn der Boden härter wird, sammeln sich hier viele Herden.

Wir wohnten in einem alten Steinhaus, welches uns von der Regierung zur Verfügung gestellt worden war. Am Abend nach Sonnenuntergang zündeten wir unsere Petrollampen an, und alsbald flogen unzählige große Käfer ihre Sturmangriffe gegen die Lichtquelle und krabbelten in unseren reisgefüllten Tellern herum. Unterdessen stachen uns Mücken in Füße und Beine. – Am nächsten Tag zogen wir aus dem Steinhaus aus und bau-

ten uns eines unserer modernen Zelte auf als Heim. Das Insektenproblem war damit gelöst, das feine Netz unseres Zeltes verwehrte selbst den kleinsten Viechern den Zutritt.

Nach Mitternacht erwachte ich und glaubte, ein Geräusch zu hören... wie das Mähen mit einer Sense. Ich stand auf, konnte aber nichts sehen. Der Mond war von Wolken verdeckt. Es könnte ein Elefant sein, dachte ich, der hier in der Nähe Gras frisst, und schlief wieder ein. Etwas später erwachte ich erneut durch das Sensengeräusch, diesmal war es lauter, sicht-sicht, und dann folgte kurz darauf einige Male ein Knirschen. Der Elefant mußte näher gekommen sein, jetzt hörte man bereits, wie seine riesigen Backenzähne das Futter verriben. Ich gab mir alle Mühe wieder einzuschlafen, doch es gelang mir nicht. Als ich einige Zeit darauf sogar das Rumpeln im Magen des Riesen hörte, mußte ich mich zur Aktion entschließen.

«Wach auf, wach auf!» flüsterte ich aufgereggt zu meiner Frau und rüttelte sie, «ein Elefant muß ganz nahe beim Zelt sein! Wir müssen raus! Wenn er an den Zeltschnüren zerrt, fängt alles an zu wackeln, er kann erschrecken und niemand weiß, was dann geschieht!» – «Laß mich doch schlafen», kam es beruhigend zurück, «wenn wir hinter diesem Netz in Sicherheit sind vor den Mücken, dann kann wohl auch ein Elefant nicht hinein kommen...» drehte sich und schlief ruhig weiter. Am nächsten Morgen fanden wir riesige Fußabdrücke des Elefanten unmittelbar neben dem Zelt. Von nun an beschlossen wir, nicht mehr im Freien zu campieren ohne einige brennende Petrollampen aufzuhängen, die die Elefanten in einiger Distanz hielten.

Die letzte Station unserer Reise war der Yala Nationalpark im Süden der Insel, das wildreichste Gebiet Ceylons. Hier leben inmitten hundertköpfigen Büffel- und Hirschherden auch einige Dutzend wilder Elefanten. Dieses Gebiet eignet sich am besten zum Studium der Riesen.

Wie schwer und wie alt?

Wie kann man das Alter eines wilden Elefanten schätzen? Diese Frage mußte ich lösen, anders war es nicht möglich, festzustellen, in welchem Maße sich die Populationen vermehrten, wie sie sich zusammensetzten und welche Tiere gemeinsam eine Herde bildeten.

Ich wußte, daß in Ceylon immer noch Arbeitselefanten gehalten wurden, deren Alter den Besitzern ziemlich genau bekannt war. Deshalb entschloß ich mich, zuerst möglichst viele zahme Tiere zu messen, in der Hoffnung, so Anhaltspunkte zu finden, die etwas über das ungefähre Alter der Tiere aussagen.

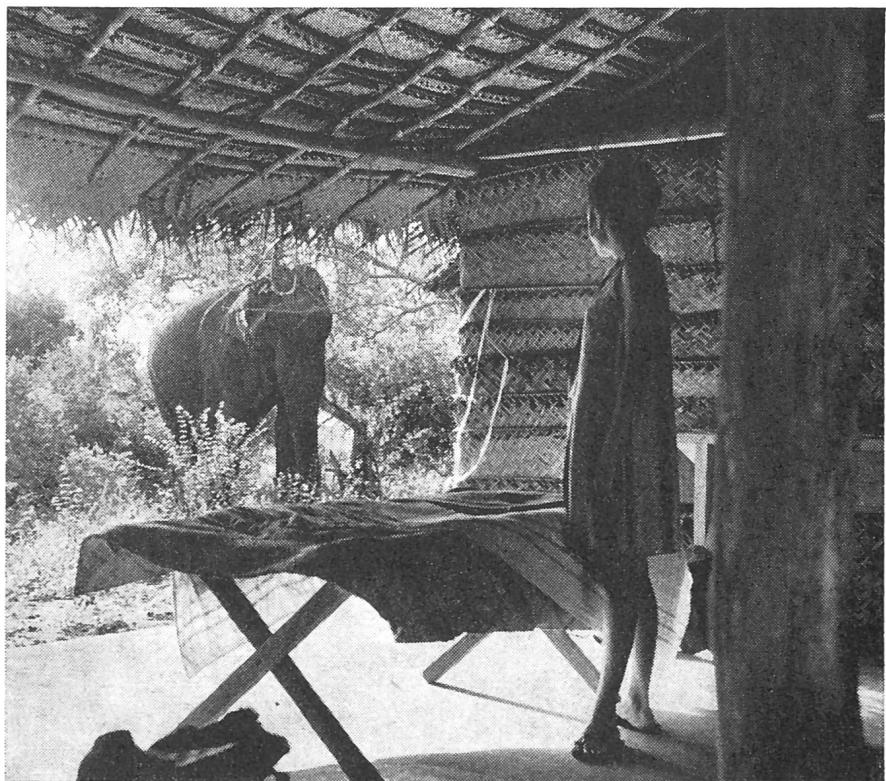
Jedes Jahr findet in Kandy, der früheren Hauptstadt Ceylons, eine «Perahera» statt. Über 80 Elefanten nehmen an dieser Prozession teil, bei der angeblich ein Zahn Buddhas durch die Straßen getragen wird. Mein Ziel war es nun, möglichst viele dieser Elefanten mit ihren Besitzern und Pflegern, den sogenannten Mahouds, zu treffen.

Als ersten besuchte ich den Verwal-

ter des Tempels in Kandy und fragte ihn um die Erlaubnis für Messungen. Er war nicht begeistert über meinen Vorschlag. Die Elefanten gehörten verschiedenen Besitzern, die über die ganze Insel zerstreut seien, das Messen würde nicht gern gesehen, es bringe den Elefanten Unglück. «Nun, Sie können es tun», schloß er, «aber ich will nichts davon wissen.»

Unter Mithilfe eines ceylonesischen Tierarztes ließen wir die Elefanten abends um fünf Uhr in den Garten des Hauses bringen, welches uns die Universität zur Verfügung gestellt hatte. Wir versprachen zur Belohnung fünf Rupien, Zigaretten und Arrak, einen starken Schnaps aus Kokosblüten. Und wirklich: am ersten Abend kamen zwölf.

Alle Tiere wurden gleichzeitig eingelassen und dann das Tor verschlossen. Nachdem die Mahouds abgestiegen waren, nahmen wir mit einer langen Meßlatte, an der horizontal ein beweglicher Stab befestigt war, das Maß der Schulterhöhe. Dann wurde der Umfang der Vorderfüsse, der Brustumfang und die Länge der Stoß-



zähne notiert. Unsere Taktik bewährte sich ausgezeichnet: innerhalb einer Woche hatten wir sämtliche in Kandy versammelten Elefanten gemessen, von vorne, von der Seite und von hinten photographiert und viele davon auf der Brückenwaage des Güterbahnhofes gewogen.

Die größten Tiere hatten eine Schulterhöhe von 2 Meter 85 und wogen mehr als vier Tonnen! Es waren ausschließlich Männchen. Die Weibchen brachten es höchstens auf 2 Meter 40. Mit zwanzig Jahren ist eine Elefantenkuh ausgewachsen, stellten wir anhand der Höchstmaße und Höchstalter fest. Die Bullen aber sind offenbar nie ausgewachsen; es gilt einfach: je älter, desto größer der Körper!

Erfahrene Elefantenkenner in Ceylon behaupteten, daß man mit einer Verdoppelung des Umfanges des Vorderfußes auf das Maß der Schulterhöhe komme. Mir schien das unglaublich, aber ich prüfte nach – und es stimmte, nicht haargenau, aber der Fehler war nie grösser als fünf Prozent. Des weitern ergab sich, daß die hellen Stellen an der Basis und der Spitze des Rüssels, an der Schläfe und den Ohren sich beim alternden Elefanten erweiterten, und die Schwanzhaare, die bei jungen Elefanten lange, dichte Quasten bilden, beim älteren ausfallen.

Diese Merkmale gaben uns eindeutige Hinweise auf das Alter der Tiere. Nun wagten wir, diese Erkenntnisse von den zahmen auf die wilden Elefanten zu übertragen, weil ja die Arbeitselefanten nur während fünf bis sieben Arbeitsstunden pro Tag unter menschlichen Verhältnissen leben, den Rest ihres Alltages aber gleich wie die wilden verbringen.

Viele zoologische Fachbücher behaupten, Elefanten würden über 100 Jahre alt. Nach meiner Erfahrung stimmt das niemals; der älteste Elefant, den wir fanden, war 59 Jahre alt. Das sind genau zehn Jahre weniger als das Todesalter des ältesten je in einem Zoo gehaltenen Elefanten. Im übrigen glaube ich, daß ein Elefant

kaum über 60 Jahre alt werden kann, weil er in diesem hohen Alter ja bereits alle Zähne verloren hat und sich also auch nicht mehr ernähren kann.

Mitten unter wilden Elefanten

Mit diesen Erfahrungen nun fuhren wir zurück nach Yala. Wir lebten zusammen mit unseren ceylonesischen Mitarbeitern, dem Tierarzt, einem Zoologen, zwei Köchen und einem Spurenleser in einem eigenen großen Haus, welches unsere Boys zusammen mit einigen Arbeitern aus Kokosstämmen und Blättern gebaut hatten. Die Köche erstellten sich auch ein Küchenhaus, in dem der Kocher und der Kühlschrank, beide mit Petrol bedient, und große Vorräte Platz fanden.

Unser Camp, kaum hundert Meter vom Meer, war eben fertig, als der Chefkoch plötzlich zu mir gelaufen kam und mir voller Schreck mitteilte: «Bei unserem Wasserloch steht ein Elefantenbulle!» Ich war einigermaßen verwirrt, als ich feststellte, daß sich die Elefanten nicht einmal tagsüber von unserer Anwesenheit beeinflussen ließen. Sie inspizierten unsere Unterkunft oft aus nächster Nähe – ohne jedoch nur das Geringste zu zerstören – und fraßen das hochstehende Gras entlang der dünnen Hauswand.

Die Fenster unserer Schlafräume konnten geschlossen werden mit gewobenen Klappen aus Palmläppern. Um sie offen zu halten, stemmten wir einen meterlangen Stecken zwischen die nach außen geschlagene Klappe und den unteren Fensterrand. – Eines Nachts nun schlug der primitive Fensterladen plötzlich zu ... ich stand auf, hob die Klappe – und blickte einem Elefanten ins Gesicht, der gerade unser Fensterholz fraß!

Mit Ausnahme dieses Zwischenfalls aber verschonten die Elefanten unser Haus. Sie berührten es nicht einmal, obwohl sich ihre riesigen Körper oft wenige Zentimeter von der Palmwand entfernt verschoben. Geschickt meiden sie auch die zwischen Wohnhaus und Küche gespannten Wäscheleinen. Die fast fingerlangen, drahtigen Haa-

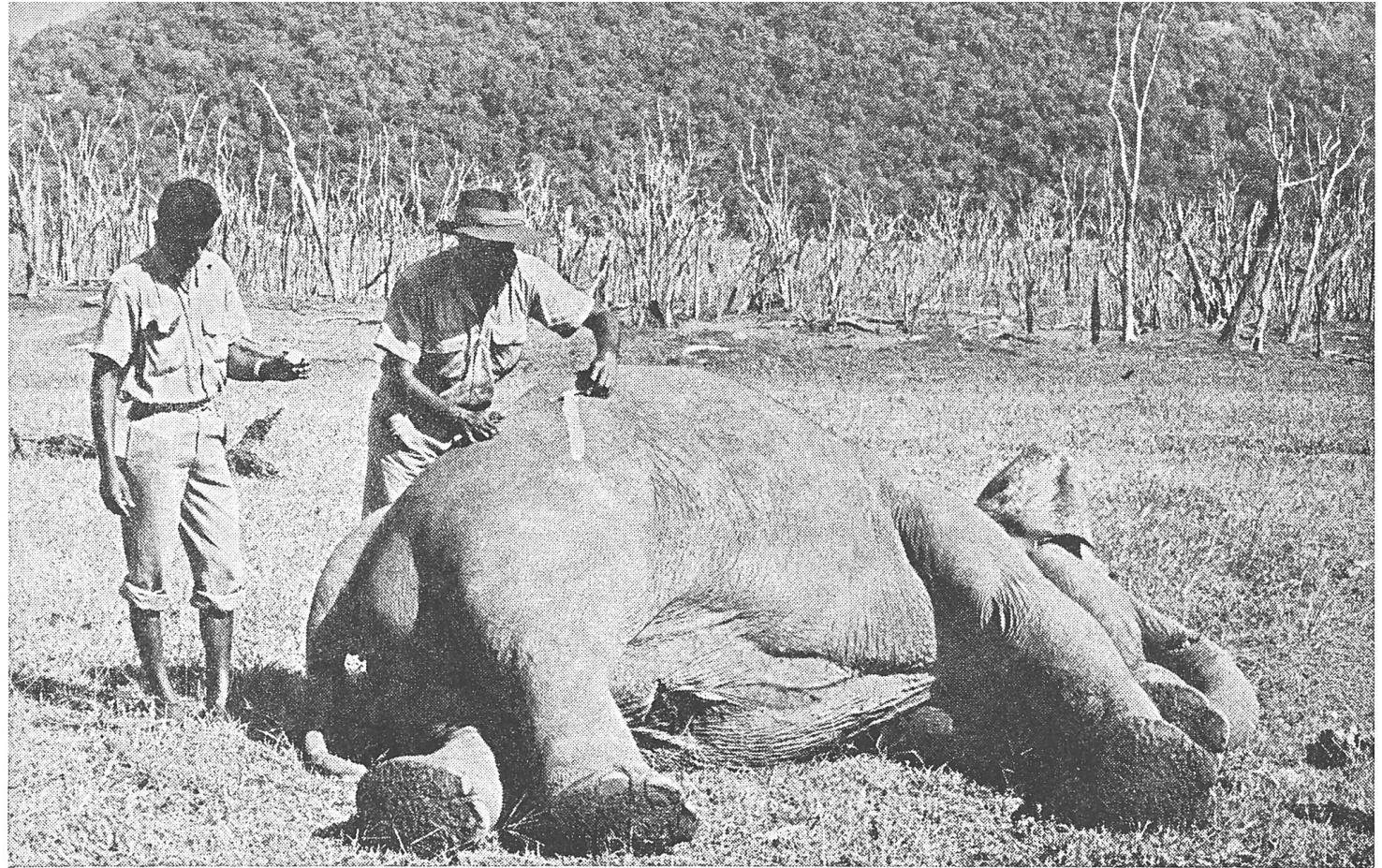
re, welche spärlich über die Körperoberfläche verteilt sind, müssen ihnen diese Feinfühligkeit geben.

Unerwartet erschien eines Abends Eliot Elisofon, ein Photograph des Life Magazines, in unserem Camp. Er sollte Aufnahmen machen von wilden Elefanten und von unserer Arbeit. Einige Stunden später – der Reporter schlief bereits auf unserer offenen Veranda – stellte sich «Butler», einer der großen Bullen, die ständig unser Camp besuchten, als Besucher ein. Der Oberkoch und ich waren noch auf und berechneten die Haushaltungskosten. Kaum hatte er den späten Gast bemerkt, huschte er in die Küche und erschien mit einigen grünen Kokosnüssen. Butler, welcher bereits gelernt hatte, die schweren Nüsse, die wir ihm zukegeln, mit der Rüsselhand zu erfassen und ins Maul zu balancieren, kam näher. Aber selbst als die Kokosnüsse zwischen den Backenzähnen knallend explodierten, schlief unser Besuch aus New York immer noch. Wir wollten ihm das Schauspiel nicht vorenthalten und weckten ihn. – «Good show», kommentierte der sensationsgewohnte Amerikaner unserer Darbietung trocken!

Zu Unfällen kam es glücklicherweise nie. Ich verbot es meinen Leuten strikte, die Elefanten in irgendeiner Form zu belästigen, man durfte sie weder anschreien noch Steine nach ihnen werfen. Dies wären übrigens auch die einzigen aktiven Waffen gewesen, die wir im Falle einer tatsächlichen Gefahr zur Verfügung gehabt hätten.

Normalerweise flüchten die Elefanten wie alle andern Tiere vor den Menschen. Es gibt aber besonders im dichtbewachsenen Dschungel Situationen, in denen sich plötzlich ein Mensch einem Elefanten gegenüber sieht. Nun gehorcht das Tier nicht mehr dem Gesetz der Flucht, sondern greift an, weil es sich bedroht fühlt. Da helfe nur noch ein heftiges Herausschreien von Zaubersprüchen, wie man mir empfohlen hat. Aber ein gut schweizerisches Donnerwetter hätte wohl seinen Zweck auch getan.

Etwa fünfmal im Jahr kommen die



Die betäubten Elefanten werden mit Farbe markiert, um das Studium ihrer Lebensgewohnheiten zu erleichtern.

erwachsenen Elefantenbullen in Brunst. Dann sind sie gegenüber ihrer Umwelt ziemlich aggressiv. Der Duft eines aus ihren Schläfendrüsen fließenden Sekretes warnt die Artgenossen vor Annäherung, und während dieser Tage oder Wochen sind auch die kritischen Distanzen zum Menschen größer. Die brüstigen Bullen sind sehr gefürchtet, greifen plötzlich an und reagieren auf keine Abwehr. Gelingt es dem Verfolgten nicht, auf einen Baum zu entkommen oder sich zu verstecken, so wird er grausig überrannt.

Solange die wilden Elefanten von Besucher-Autos nicht belästigt werden, zeigen sie den Fahrzeugen gegenüber eine viel kleinere Fluchtdistanz als gegenüber sich frei bewegenden Menschen. Gelegentlich kommt es aber vor, daß auch Autos von Elefanten ergriffen werden.

Aus diesen Situationen haben die Führer, welche die Besucher der Parks begleiten müssen, gelernt, Kapital zu schlagen. Sie kennen die Elefanten und wissen, wo sie sich aufzuhalten. Haben sie nun mit ihrer ahnungslosen Schar einen Elefanten gefunden, so geben sie dem Fahrer durch ein Handzeichen zu verstehen, er könne sich ruhig nähern. — Und schon greift der Elefant das Fahrzeug an! Auf diesen Moment hat der Führer gewartet,

rasch reißt er sich die Schuhe von den Füßen, springt vom Fahrzeug und tritt mutig mit erhobener Hand dem anstürmenden Riesen entgegen. Laut schreit er seinen Zauberspruch. Das Tier bremst und flieht trompetend in den Dschungel! Das plötzliche Erscheinen eines Menschen hat es dermassen verängstigt.

Ordnung muß sein!

Wir lernten die Tiere an ihren charakteristischen Merkmalen unterscheiden, etwa an einer Narbe am Rüssel, an einem angerissenen Ohr oder einem gespaltenen Zehennagel. Alle diese Individualitäten wurden auf Merkblättern eingetragen. Jeder Elefant hatte eine solche Kartothekskarte und jeder erhielt einen Namen. «Hat Wepa schon ihr Kalb gesetzt? Ist Yaka noch immer bei seiner Mutter, wann wird er endlich selbstständig?» – so sprachen wir von unseren Kollegen.

Die Elefantenmännchen sind meist Einzelgänger, die mit etwa sieben Jahren ihre Mütter verlassen, sich vorerst andern, etwa gleich alten Bullen anzuschließen und später ganz allein losziehen. Die Weibchen und ihre Jungen dagegen bilden acht- bis zwanzigköpfige Gruppen, in welchen strengste Ordnung herrscht. Außenseiter werden nicht geduldet, und wenn eines der Mitglieder frißt, dann fressen

auch alle anderen, wenn einer sich in Marsch setzt, verschieben sich die anderen gleichzeitig, wenn einer schlafen will, dann legt sich auch die ganze Gesellschaft zur Ruhe.

Interessant ist auch die gemeinsame Verteidigung: Beim Nahen von Menschen oder auch von Leoparden bilden sämtliche Mitglieder der Herde einen «Igel», d.h. sie drängen sich Seite an Seite eng zusammen und formen so einen halben oder ganzen Kreis. Die jungen Tiere stehen in dieser Abwehrformation, für den Beobachter überhaupt nicht mehr sichtbar, unter oder zwischen den großen Kühen.

Wer befiehlt in solchen Situationen die Herde? – Es steht fest, daß die Gruppe einer der alten Kühe untersteht, die nicht unbedingt an der Spitze marschiert, im entscheidenden Moment aber sofort die Führung übernimmt. Sobald irgend ein Herdenmitglied eine Gefahr erkennt, warnt es die anderen mit kurzem Trompeten oder kaum hörbarem Schnauben. Dann drängen sich alle zur Leitkuh. Diese bleibt in der Mitte und dirigiert mit Rüsselschlägen die Bewegungen der andern, wobei sie beruhigende Kontaktlaute ausstößt. Und die Leitkuh gibt allenfalls auch den Befehl zur Flucht.

Einmal trafen wir im Dschungel unvermittelt auf drei Elefanten, eine

große Kuh, ein jüngeres, ausgewachsenes Weibchen und ein etwa einjähriges Kalb. Die Tiere, vermutlich ein Teil einer größeren Herde, standen plötzlich vor uns auf dem Weg und schienen ebenso erschrocken über unseren Wagen wie wir über ihre Anwesenheit.

Nervös drängten sich die drei zusammen, das Kalb in der Mitte. Dann wollte die jüngere Kuh den Wagen angreifen und rannte gegen uns – aber zum Glück stoppte das ältere Tier den Angriff, indem es seinen Rüssel mit unglaublicher Geschwindigkeit wie eine Barriere niedersausen ließ und so den Weg versperrte.

In unserer zweijährigen Untersuchung war es nicht möglich herauszufinden, in welchen verwandtschaftlichen Verhältnissen Leitkuh und Herdenmitglieder stehen. Wir können aber annehmen, daß die Leitkuh die Mutter der anderen Weibchen ist. Gemeinsam bilden sie zusammen mit ihrem Nachwuchs einen Verband.

Die jungen Elefanten werden nach einer Tragzeit von durchschnittlich 22 Monaten geboren. Es sind aber auch Fälle bekannt, bei welchen die Geburt schon nach 18 oder erst nach 24 Monaten erfolgte. Die werdende Mutter bleibt immer im Verband, und die Jungen, die oft von einigen Muttertieren zur gleichen Zeit gesetzt werden, werden gemeinsam gezogen. Die gleichaltrigen Elefantenkinder verbringen die meiste Zeit in einer Spielgruppe, überwacht von einer «Kindergartentante», die häufig wechselt.

Der Grund für diese Maßnahme liegt bei der Nahrungsbeschaffung, die kolossal viel Zeit benötigt. Es ist erstaunlich, daß ausgerechnet das größte und schwerste Landtier ein dermassen schlechter Futterverwerter ist, welcher kaum mehr als die Hälfte des aufgenommenen Futters auch wirklich verdaut. Elefanten verbringen jeden Tag achtzehn bis zwanzig Stunden damit, das Futter zuzubereiten und zu fressen – und sie schlafen nur zwei bis vier Stunden.

Im Park müssen die Elefanten ihr Futter mit den zahlreichen verwilderten

Hausbüffeln teilen, welche früher regelmäßig gefangen oder geschossen wurden, nun aber genau gleich geschützt sind wie richtige Wildtiere. Das ist der Grund für ihre explosionsartige Zunahme. Zur Arbeit werden sie vom Menschen kaum mehr gebraucht, weil auch hier die Maschine eingreift. So wandern sie aus, in den Dschungel, und nur selten fallen die wehrhaften Tiere den Leoparden und Schakalen zum Opfer, weil ihre gewaltigen Hörner blitzschnell die Feinde abwehren.

Kommt die Wüste?

Gleichzeitig nehmen die Elefantenpopulationen in den Schutzgebieten dauernd zu, nicht etwa weil sie sich hier rascher vermehren, sondern durch die Einwanderung von Tieren aus Gebieten, in denen der Dschungel gerodet wird. Wenn es einmal so weit ist, daß die Elefanten mehr Futter aufnehmen, als der Dschungel in gleicher Zeit wieder wachsen lassen kann – dann ist es nur noch eine Frage der Zeit bis der Dschungel verstept ist. Wir stellten fest, daß die Büffel das Gras, welches auch die Hauptnahrung der Elefanten bildet, so kurz abweiden, daß es nicht mehr blühen kann. Die Elefanten können das rasenkurze Gras dann nicht mit dem Rüssel abreißen, sondern gebrauchen die Vorderfüße, um es samt den Wurzeln abzukicken. Die nackten Bodenstellen werden nur langsam wieder bewachsen. Oft ist die Erosion schneller; sie setzt nach einem heftigen Regen, der die dünne Humusschicht weggeschwemmt hat, unweigerlich ein.

– Die Wüste kommt!

Das Problem der «Überbewirtschaftung» eines solchen Nationalparks durch Pflanzenfresser kann nur dadurch gelöst werden, daß wieder Büffel eingefangen oder geschossen werden. Die Elefanten allein werden das Gebiet kaum verwüsten. Wie es aber aussieht, wenn einmal, wie geplant, alle Dschungelgebiete bis auf die Nationalparks gerodet sein werden und schlechthin alle Elefanten in den Parks ihr Futter suchen müssen,

das wage ich nicht vorauszusagen.

Manchmal sind auch schon die Wege aus dem Dschungel in den schützenden Park durch die Rodung unterbrochen. Dann werden Elefanten durch das Department of Wildlife eingefangen und zum neuen Aufenthaltsort transportiert. – Die Regierung von Ceylon gelangte nun mit der Bitte an uns, zur Erleichterung dieser Aufgabe einen Versuch zu unternehmen, Elefanten mit Hilfe von Drogen gewehren zu fangen.

Das war ein interessanter Vorschlag, aber keiner von uns verfügte da auch nur über die geringste Erfahrung. Bis jetzt hatte man mit den althergebrachten Schlingenfallen gearbeitet oder man hatte mit gewaltigem Aufwand ganze Herden in einen grossen Kraal hineingetrieben.

Von Washington kam uns ein erfahrener Zootierarzt zu Hilfe. «Eines unserer Hauptprobleme wird sein, herauszufinden, wie schwer ein bestimmter Elefant ist; denn wir sollten eine Ahnung davon haben, bevor wir ihn mit der Spritze beschießen», meinte er. Aber da konnten wir ja mit unseren Meßungen bereits Zusammenhänge herstellen zwischen der Größe und dem Gewicht.

«Ja, dann ist es natürlich schon leichter», grinste er, «dann braucht man also nur noch mit einem Meßband die Tiere auszumessen!»

Auch so aber waren wir noch nicht am Rand: wir nahmen die Maße der Spuren der Vorderbeine, welche leicht von denjenigen der Hinterbeine zu unterscheiden sind, weil sie rund und nicht oval und zudem bedeutend größer sind. Dann verdoppelten wir den Wert und kamen so auf die Schulterhöhe, von der aus auf das Gewicht geschlossen werden konnte.

Wir beschossen den ersten Patienten nach dem Rezept wie es für afrikanische Elefanten gelten sollte – und mußten feststellen, daß die Ceylonesen überhaupt nicht auf diese Dosis reagierten! Als die Dosierung aber erhöht wurde, konnten auch sie nicht mehr widerstehen: etwa sieben Minuten nach dem Beschuß gaben sie die

Flucht auf, legten sich langsam auf den Boden und schliefen ein.

Keine Haustiere

Wozu der ganze Aufwand mit Tierschutz und Nationalparks? Wäre es nicht einfacher, die gefährdeten Tierarten in Gefangenschaft zu erhalten, etwa in einem Zoo? Dann könnte noch mehr Land mit dem dringend nötigen Reis oder Weizen angebaut werden.

Gelänge es uns auch, beliebig viele Elefanten in Gefangenschaft zu züchten, so würden im Laufe von Generationen doch ganz sicher Veränderungen auftreten im Körperbau und im Verhalten, und wir hätten dann ein neues Haustier – und zudem sind Elefanten schwer zu züchten: In west-

lichen Zoos werden praktisch keine Bullen gepflegt, da diese, kaum erwachsen, äußerst launische und gefährliche Pfleglinge sind. Auch ist die Auswahl an geeigneten Elefantewärtern gering.

In Asien liegen die Verhältnisse weit besser. Hier leben nicht nur Volksgruppen, die seit Jahrhunderten Mahouds gestellt haben und auf eine alte Tradition im Umgang mit Elefanten zurückblicken, die Arbeitskräfte sind auch sehr billig. Deshalb ist es möglich, jedem Elefanten die notwendigen Pfleger zuzuteilen, die etwa rechtzeitig das Nahen der gefährlichen Brunstperiode erkennen. In Indien werden tatsächlich gelegentlich Elefanten geboren in den Arbeits-

camps. Es lohnt sich jedoch nicht, diese aufzuziehen, da es viel billiger ist, ein frischgefangenes wildes Tier zu kaufen und dieses nach der Dresurzeit von zwei oder drei Monaten für Arbeiten einzusetzen, als 15 Jahre lang ein gezüchtes Exemplar heranzufüttern.

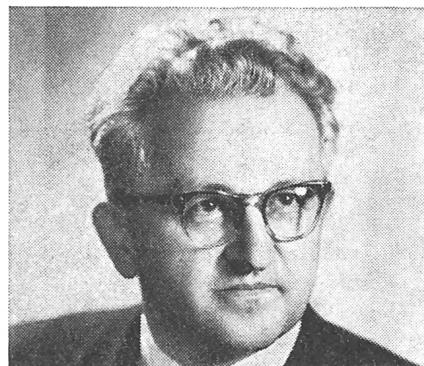
Bei all diesen Bemühungen geht es um viel mehr als um den Schutz einer einzigen Tierart: Wir möchten einen Lebensraum erhalten, der, unbeeinflußt von der zivilisierten Umgebung, kommenden Generationen zeigt, wie ihr Land früher einmal aussah, als ihre Vorfahren begannen es zu bebauen und ihre Kulturen zu errichten, deren Entstehung so eng mit den Arbeitselefanten verbunden war.

Die Politik der Volksrepublik Bulgarien

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Bulgariens Außenpolitik grundlegend geändert. Anstelle des alten Kurses, der mit unglückseligen Kriegen verbunden war, schlug man einen Kurs der gutnachbarlichen und friedlichen Zusammenarbeit, der aktiven Teilnahme des Landes am internationalen wirtschaftlichen, wissenschaftlich-technischen und kulturellen Austausch, am Leben und an der Tätigkeit internationaler Organisationen ein.

Davon ausgehend, ist die Volksrepublik Bulgarien ständig um die friedliche Regelung der Balkanprobleme bemüht. Dieser Prozess der Entwicklung der gutnachbarlichen Beziehungen zu allen Balkanländern ist ein deutlicher Ausdruck der friedliebenden, prinzipiellen und realistischen Politik. In dieser Hinsicht könnten eine Reihe von Fakten angeführt werden.

Nach dem Besuch Todor Shvikovs, des Vorsitzenden des bulgarischen Ministerrats, im März 1968 in der Türkischen Republik, weilte der türkische Ministerpräsident Suleiman Demirel im Oktober 1970 in Bulgarien. Beide



Dimitar Z. Bratanov, Vorsitzender des bulgarischen Nationalkomitees für europäische Sicherheit und Zusammenarbeit

Länder erweiterten beträchtlich ihre Beziehungen im Bereich des Handels und des Fremdenverkehrs wie auch auf einigen anderen Gebieten.

Zwischen der Sozialistischen Republik Rumänien und Bulgarien besteht eine aktive wirtschaftliche und wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit.

Die Linie der Regelung auch der schwierigsten Fragen, die als übles Erbe aus der Vergangenheit geblieben

waren, trug zur günstigen Entwicklung der griechisch-bulgarischen Beziehungen bei. 1964 wurden 12 zwischenstaatliche Abkommen unterzeichnet, die als Grundlage zur Normalisierung und Aktivierung ihrer Verbindungen dienten.

Die Zusammenarbeit zwischen Bulgarien und Jugoslawien umfasst sowohl die Wirtschaft als auch Wissenschaft, Technik und Kultur. Die Entschlossenheit der bulgarischen Regierung, die bisher erzielten Ergebnisse zu festigen, trägt zur Behauptung gutnachbarlicher und freundschaftlicher Beziehungen zwischen beiden Ländern bei. Charakteristisch für die Politik Bulgariens sind seine immer ausgedehnteren Beziehungen zu den kleinen und neutralen Ländern. Im Herbst 1970 besuchte Todor Shvikov Norwegen, Island und Dänemark. In beschleunigtem Tempo entwickelt sich die bulgarisch-österreichische Zusammenarbeit.

In den Beziehungen zwischen Bulgarien und der Schweiz erschienen nach dem Krieg viele neue positive Elemente. Der Handel zwischen beiden